

Exkurs Methodik der Begriffsbestimmung

Ein wichtiger Unterschied zwischen wissenschaftlichem und Alltagsbegriff liegt in der Eindeutigkeit ihrer Bedeutung. Erst die Eindeutigkeit wissenschaftlicher Begriffe garantiert Nachvollziehbarkeit als ein wesentliches Kriterium für die Wissenschaftlichkeit einer Aussage.

Hinsichtlich der Begriffsbildung kann auf eine lange philosophische Tradition zurückgegriffen werden. Vor diesem Hintergrund existieren neuere Bemühungen der empirischen Unterfütterung von Begriffen. Dabei werden Begriffe als Modelle formuliert und dann ihre Passung auf Daten festgestellt. Ist dies der Fall, so kann von einer über Evidenz hinausgehenden Begründung für die Verwendung des betreffenden Begriffs zur Beschreibung der Wirklichkeit ausgegangen werden

Begriffe und Merkmale

Die klassische Herangehensweise zur Begriffsbestimmung fußt auf der aristotelischen Methode, den Oberbegriff (*genus proximum*) festzulegen und die Merkmale aufzuzählen, die den betreffenden Begriff von allen anderen ebenfalls unter diesen Oberbegriff gefaßten Begriffen unterscheidet (*differentia specifica*).

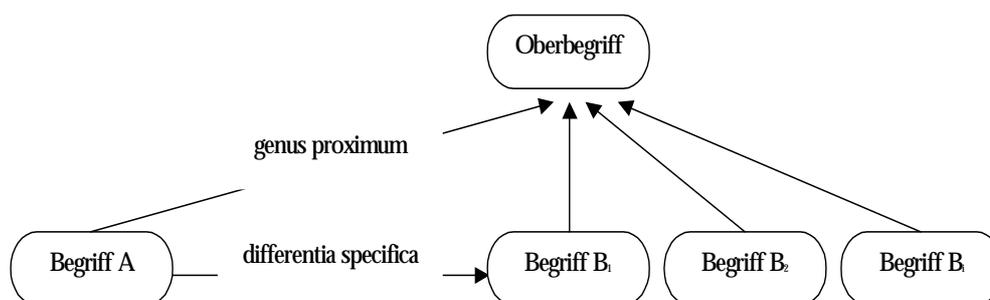


Abbildung 2: Begriff im Sinne Aristoteles. Ein Begriff A hat die im Oberbegriff gefaßten Merkmale mit den Begriffen B_1, B_2, \dots, B_n gemein (*genus proximum*) und unterscheidet sich von diesen durch die Merkmale der *differentia specifica*.

Mit der Festlegung des *genus proximum* für den betreffenden Begriff „erbt“ dieser die Merkmale des Oberbegriffs. Diese sind notwendige Bedingungen für die angemessene Benutzung des Begriffs. Mit der Aufzählung der *differentia specifica* ergibt sich eine Liste von hinreichenden Bedingungen. Weist ein Objekt sowohl die notwendigen als auch die hinreichenden Bedingungen auf, so ist die Anwendung des entsprechenden Begriffs gerechtfertigt.

Die Begriffe sind in diesem Sinn Bezeichner für Listen von Prädikaten oder Merkmalen, die einem Gegenstand zugeschrieben werden. Ein Oberbegriff bezieht sich auf den Teil der Merkmalsliste, der zwischen zwei Begriffen invariant ist (Abbildung 2).

Auf Porphyrios von Syrien, einem Plotinschüler des 4. Jahrhunderts, geht die Überlegung zurück, diese aristotelische Methode als lokales Prinzip in einer Definitionshierarchie zu verwenden (Sutcliffe 1993). Auf der Basis einer vorliegenden Aristotelischen Begriffsfestlegung wird in einem Abstraktionsschritt ein Oberbegriff des Oberbegriffs in der bestehende Definition und somit eine höhere Begriffsebene eingeführt. Abwärts der Hierarchie läßt sich ein gesetzter Aristotelische Begriff als der Oberbegriff zu findender nachgeordneter Unterbegriffe verstehen. Durch jeweils schrittweises Abstrahieren und Spezifizieren kann ausgehend von einem Aristotelischen Struktur eine Begriffshierarchie entwickelt werden.

Ausgehend von einem Oberbegriff ergibt sich eine fortschreitende Aufteilung der durch die jeweiligen Begriffe bezeichneten Objekte in Klassen. Auf der Basis des Aristotelischen Ansatzes, bei dem es um die Begründung von Begriffen durch Eigenschaften der Gegenstände geht, ist es nach Porphyrios möglich, eine Klassifikation der Gegenstände anhand ihrer Begriffe vorzunehmen. Das ist zum Beispiel für die Bezeichnung des Geltungsbereiches einer Aussage nützlich (Abbildung 3). Die Hierarchie ist an ihrer Spitze durch einen allumfassenden Gattungsbegriff begrenzt. Am Boden der Hierarchie sind Arten eingeordnet, die nicht weiter differenziert werden können (*species specialissima*).

Eine Anwendung dieser Porphyreischen Überlegungen auf Wünsche zielt nicht auf die Bestimmung einer Hierarchiespitze ab, sondern beabsichtigt vielmehr die Einbindung des Begriffs Wunsch in ein entsprechendes hierarchisches System, in dem zunächst ein geeigneter direkter Oberbegriff für den Begriff Wunsch zu finden ist. Ist ein geeigneter Oberbegriff gefunden, so sind damit die allen Wünschen gemeinsamen Propositionen beschrieben.

Die Lösung der zuerst genannten Aufgabe wird eine deduktiven, theoriegeleiteten Herangehensweise gewählt, das Vorgehen zur Lösung der zweiten Aufgabe trägt induktiven, empirischen und strukturaufdeckenden Charakter.

Bei der theoretischen Bearbeitung geht es um die Bereitstellung einer Menge von relevanten Propositionen, also Merkmalen von Wünschen, die als *differentia specifica* (auf Ebene 1 in der Abbildung 4) zur Beschreibung von Wunschklassen verwendet werden können. Die Applikation geeigneter Datenmodelle soll prüfen, ob die vorgeschlagenen Unterteilungen von Wünschen als empirisch gestützt angesehen werden dürfen.

Datengeleitete Begriffsbildung

Die Dualität von Bezeichner und konstituierender Merkmalsliste wird durch die Beziehung von Extensionalität und Intensionalität eines Begriffes umschrieben. Der Bezeichner, das Sprachsymbol, gibt den extensionalen Aspekt wieder. Dieser wird mittels der Begriffsklärung, durch eine Definition oder eine Explikation, mit der Merkmalsliste als dem intensionalen Aspekt verknüpft.

Nach Sutcliffe (1993) läßt sich im Sinne Freges die Frage, ob ein Begriff zulässigerweise auf einen Gegenstand angewendet werden darf, auf die Frage reduzieren: Ist der Gegenstand Element der Menge von Gegenständen, auf die sich der Begriff bezieht?

Fokussiert man auf den zwischen den Objekten invarianten Teil der Merkmalsliste, also den *genus proximum*, so bezieht sich die Suche nach der Antwort auf die Zugehörigkeitsfrage zunächst auf die Obermenge der Objekte. Richtet man den Blick auf die *differentia specifica*, so ergibt sich des weiteren eine Fragestellung bezüglich der Zugehörigkeit zu einer Unter-
menge oder Klasse (Tabelle 1).

Tabelle 1: Aspekte von Begriffen einer porphyreischen Ebene. Auf dieser Ebene sind die Merkmale des *genus proximum* indifferent (tautologisch), die *differentia specifica* besitzt empirischen Gehalt und kann zur Identifikation der einzelnen extensionalen Klassen genutzt werden.

Extensionale Klassen	Intensionale Merkmale						
	genus proximum			differentia specifica			
	1	..	<i>J</i>	<i>j + 1</i>	<i>j + 2</i>	..	<i>m</i>
A	+	..	+	+	-	..	-
B	+	..	+	-	+	..	-
:	:	..	:	:	:	..	:
N	+	..	+	-	-	..	+

Eine Brechung der eindeutigen Zuordnung von extensionaler Bezeichnung und intensionaler Merkmalsliste wird mit dem auf Wittgenstein zurückgehenden Begriff Familienähnlichkeit bezeichnet. Familienähnlichkeit wird angenommen, wenn für ein Aggregat von Merkmalsträgern keine Homogenität hinsichtlich der Intension besteht, jedoch Evidenz darüber vorliegt, daß dieses Aggregat etwas einer Klasse Ähnliches darstellt.

Dies sei, wörtlich genommen, an einem kurzen Bericht der Merkmale einiger Familienmitglieder illustriert. Tante Elsa und Onkel Kurt haben beide die gleiche markante Nase, ihre Großnichte Theresa weist zwar die ausdrucksstarken braunen Augen Onkel Kurts auf, trägt aber eine Stupsnase. Allerdings gleicht ihr Gang dem von Großtante Elsa und sie ist auch ähnlich zierlich wie diese. Onkel Kurts kräftige Gestalt kam ihm bei seiner langjährigen Funktion als Abwehrspieler im Fußballverein immer gut zu paß. Tante Elsa besitzt übrigens graue Augen (Tabelle 2).

Tabelle 2: Merkmale einiger Familienmitglieder

Extensionale Klasse	Merkmalsträger f	Intensionale Merkmale j			
		Nase	Augen	Körperbau	etc.
Familie	Elsa	m	Gr	z	..
	Kurt	m	Br	k	..
	Theresa	s	Br	z	..

Obwohl sich jedes Merkmal für sich genommen dazu eignet, jeweils mindestens ein Mitglied der Familie auszuschließen, führt die Menge aller Merkmale zu einer Art Gestaltqualität der Familie.

Beckner (1959) gibt für eine solche Konstellation drei Kriterien an.

Gegeben eine Gruppe von Merkmalsträgern $i \in N$ mit $i = \{1, \dots, n\}$ einer Menge von Merkmalen $j \in M$ mit $j = \{1, \dots, m\}$, so existiere eine Abbildung vom Produkt von Merkmalsträgern und Merkmalen in die Menge der Merkmalsausprägungen $F: (N, M) \rightarrow F$ mit $F = \{f_{11}, \dots, f_{1j}, \dots, f_{ij}, \dots, f_{jm}, \dots, f_{mm}\}$.

1. Jeder Merkmalsträger $i \in N$ verfügt über eine relativ umfangreiche Untermenge von Merkmalen $j \in M$, deren Ausprägungen f_{ij} jedoch zwischen den Merkmalsträgern variieren.
2. Jedes Merkmal $j \in M$ wird von vielen Merkmalsträgern $i \in N$ besetzt, die Besetzungshäufigkeiten der Merkmalsausprägungen f_{ij} können ebenfalls über Merkmale hin variieren.
3. Kein Merkmal $j \in M$ wird von allen Merkmalsträgern $i \in N$ besetzt. Die Listen der Merkmalsausprägungen können von Merkmalsträger zu Merkmalsträger verschieden lang sein.

Eine Familienähnlichkeit wird im Gegensatz zur Aristotelischen Tradition, die auf die Festlegung monothetischer Klassen abzielt, auch polythetische Klasse genannt.

Die Merkmale sind nicht notwendige, aber hinreichende Bedingungen zur Mitgliedschaft der *i* Merkmalsträger in einer polythetischen Klasse. Es sind extreme Mitglieder der polythetischen Klasse denkbar, deren Merkmalslisten sogar disjunkt sein können. Sutcliffe (1993) weist jedoch darauf hin, daß polythetische Klassen keine eigene Qualität haben, sondern sich vielmehr aus entsprechenden monothetischen Subklassen zusammensetzen. Für die Beschreibung einer polythetischen Klasse ist die Aufzählung der konstituierenden monothetischen Klassen und ihrer Berührungspunkte hinreichend.

Für Wunschäußerungen, wie sie in dieser Arbeit betrachtet werden, führt die Erhebung zu einer Datenstruktur, starken polythetischen Charakter trägt. Allerdings trifft das Kriterium 1) zum relativen Umfang der Merkmale für die hier betrachteten Wunschdaten leider nicht zu. Die Merkmale, die geäußerten Wünsche, besitzen aufgrund der Erhebungsweise leider alle einen durch die relative Nennungshäufigkeit geschätzten niedrigen Erwartungswert. Trotzdem gilt als Ziel der Methodenanwendung eine Dekomposition der Familienähnlichkeit „Wunschäußerungen“ in möglichst homogene, also monothetischen Teilmengen, deren Bindeglieder die Grundlage zur Repräsentation in einer niedrigdimensionalen Darstellung bietet.

Zunächst wird jedoch ein Überblick über die bisher unternommenen Versuche gegeben, empirisch die Wünsche von Personen zu strukturieren. Das Augenmerk soll dabei auf Vorschläge zu Oberbegriffen für den Wunsch sowie auf Unterscheidungskriterien, quasi als Kandidaten zur Bezeichnung monothetischer Subklassen, gerichtet werden.